

Vater Stalin

Viktor Jerofejew freut sich über seine glückliche Kindheit

Viktor Jerofejew ist ein miserabler Romanschriftsteller und ein glänzender Essayist. Beide Eigenschaften müssen als zwei Seiten derselben Medaille verstanden werden: Jerofejew baut sämtliche Texte auf dem Prinzip der Provokation auf. Ein künstlerisch gültiger Roman lässt sich mit einer solchen Grundhaltung allerdings nicht verwirklichen: 1991 erregte Jerofejew mit seiner «Moskauer Schönheit» kurzfristiges Aufsehen – seine Umdeutung von Mütterchen Russland zur schrill geschminkten Hure erschöpfte sich jedoch in einer Momentaufnahme der postsowjetischen Befindlichkeit. Ganz anders liegen die Verhältnisse beim Essay: Jerofejew beobachtet aufmerksam die russische Tagesaktualität und bringt in seinen Wortmeldungen die geistige Lage der russischen Nation auf den Punkt. Seine luziden Berichte erscheinen in der «New York Review of Books», im «New Yorker», in der «FAZ» und in der «Zeit». – Jerofejew scheint sich aber mit diesem beachtlichen publizistischen Erfolg nicht begnügen zu wollen: Sein neuestes Buch, «Der gute Stalin», trägt den trotzigsten Untertitel «Roman». Überdies hält Jerofejew gleich zu Beginn fest, dass alle Personen frei erfunden seien, auch die realen Menschen und der Autor selbst. Solches Insistieren auf der Literarizität des eigenen Schreibens ist Ausdruck einer Unsicherheit, die an einer Stelle des Buchs sogar explizit formuliert wird: Jerofejew beklagt sich darüber, dass der deutsche Slawist Wolfgang Kasack ihn nicht in sein Lexikon der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts aufgenommen habe.

Dabei hätte Jerofejew einen solchen Kampf um den Aufstieg in den Parnass gar nicht nötig – er verfügt als Kritiker bereits über einen festen Platz in der russischen Literaturszene. In den siebziger Jahren hatte er sich mit Essays über Autoren, die in der Sowjetunion tabu waren, einen Namen gemacht. Die ersten mutigen Artikel über den Marquis de Sade oder den Religionsphilosophen Lew Schestow stammen aus seiner Feder. 1979 kam es zur offenen Auseinandersetzung: Jerofejew war einer der Initianten des Samisdat-Almanachs «Metropol» und stürzte mit der Umgehung der Zensur die sowjetische Kulturpolitik in eine tiefe Krise – nach den negativen Erfahrungen mit den Repressionen gegen Sinjowski und Solschenizyn herrschte in der staatlichen Bürokratie Ratlosig-

keit über den Umgang mit unbotmässigen Autoren. In Jerofejews Fall musste der Vater, der eine glänzende Karriere in der Sowjetdiplomatie absolviert hatte, für den Sohn büssen: Er verlor seinen Posten als stellvertretender Unesco-Generaldirektor in Wien und wurde nach Moskau zurückberufen. Die Strafe gipfelte in der absoluten Sinnentleerung des weiteren Dienstes: Jerofejews Vater verbrachte den Rest seines Arbeitslebens mit dem Resümieren der Auslandberichterstattung der «Prawda» und «Iswestija».

Auch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist Jerofejew seiner Provokationsmaxime treu geblieben, allerdings musste er sein Angriffsziel wechseln: Er schrieb in den neunziger Jahren nicht mehr gegen den verkalkten Sozialismus an, sondern gegen den guten Geschmack. Als sich herausstellte, dass man auch mit Sex- und Fäkal-szenen keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken konnte, verfiel Jerofejew auf eine brisante Idee, die er im «Guten Stalin» literarisch umgesetzt hat: Er fordert die politische Korrektheit heraus und präsentiert seine eigene Kindheit als stalinistisches Paradies. In dem autobiografischen Essay – diese Genrebezeichnung wird dem Text am ehesten gerecht – bezeichnet er seinen Vater als «guten Stalin»: Der Vater ist gewissermassen der Diktator minus Terror. – Man muss zugeben, dass Jerofejew seinen Einfall virtuos umgesetzt hat: Er feiert mit ironischer Distanz die Sorglosigkeit der stalinistischen *jeunesse dorée*, zu der er selbst gehörte, und ergänzt dieses Selbstporträt mit einem anerkennenden und zugleich kritischen Bild seines Vaters. Jerofejew richtet seinen Blick vor allem auf jene Verhaltensweisen, deren Widersprüchlichkeit gar nicht in das Bewusstsein des Vaters vordrang: So begeisterte sich der Botschaftsrat in der sowjetischen Gesandtschaft in Paris zwar für die Luxusgüter der französischen Zivilisation, war aber gleichzeitig allen Ernstes von der Notwendigkeit einer sozialistischen Revolution in Westeuropa überzeugt.

Letztlich kann man Jerofejews Rückblick auf die Sowjetzeit als Hommage an seinen Vater lesen: Mit der Begründung «Wir haben bereits eine Leiche in unserer Familie – und das bin ich» lehnte der sonst bis aufs Knochenmark regime-treue Vater es ab, seinen Sohn zum Verfassen einer offiziellen Entschuldigung für die «Metro-

pol»-Affäre zu drängen. Aus Jerofejews glänzendem Stalin-Buch kann man mehr über die Bewusstseinsmechanismen der staatstragenden Intellektuellen in der Sowjetunion erfahren als aus mancher soziologischen Untersuchung. Die Angehörigen der Nomenklatura bewunderten Stalin auch noch in den sechziger Jahren, waren überzeugte Anhänger des Kommunismus und genossen wie selbstverständlich ihre Standesprivilegien in einem Staat, der offiziell die klassenlose Gesellschaft propagierte.

Jerofejew bietet eine ungeschönte Innenansicht der sowjetischen gehobenen Gesellschaft mit

ihren feinen Hierarchieunterschieden und Demütigungsritualen. Als Wermutstropfen in den sonst ungetrübten Leseindruck mischt sich nur der Ärger über Jerofejews pubertäre Einlassungen zu Büstenhaltern und anderen Intima, die er offensichtlich als eine Art flegelhaftes Wasserzeichen in allen seinen Werken placieren zu müssen meint.

Ulrich M. Schmid

Viktor Jerofejew: Der gute Stalin. Roman. Aus dem Russischen von Beate Rausch. Berlin-Verlag, Berlin 2004. 364 S., Fr. 34.90.